



Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 11

Hätt' ich's gewußt!

Von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Es lag seit einiger Zeit wie eine dunkle, gewitterdrohende Wolke über dem kleinen grauen Hause in der Schillerstraße, in dem sonst nur Gemütlichkeit und Frieden gewohnt. Die kleine zierliche Frau Rechnungsrat mit immer freundlichen, noch so jugendlichen hübschen Gesicht, deren kummervoller Zug um den schmalen Mund, und über deren gütigen Augen lag es wie ein Schleier. Rechnungsrat Wolter hatte immer etwas Steifes, ein wenig Störrisches in seinem Wesen gehabt, jetzt schien er seit einiger Zeit wie versteinert in Ernst, Würde und Strenge. Das Mädchen ging ihm schon aus dem Wege, und seine Frau war in ganz sanften, demütigen Tönen mit ihm zu reden. Frau Rechnungsrat war ein übermütiges, frisches, junges gewesen, voller Begeisterungsfähigkeit und Anlage zur Gekühnheit, als sie den jungen, strebsamen, ein wenig ernst-

immer ähnlicher wurde. Jetzt war Helene Wolter eine alte Frau, hatte sie doch schon einen fast dreißig Jahre alten Sohn, der Assessor in einer größeren Provinzialstadt war. Was in der jungen Ehe des karglich besoldeten Bankbeamten nie vorgekommen war, das war jetzt schon zweimal passiert: Frau Helene war nicht mit ihrem reichlich bemessenen Wirtschaftsgelde ausgekommen.

Das erstemal wollte der Rechnungsrat kaum seinen Ohren trauen, als seine Frau ihn fast zehn Tage vor dem Ersten schüchtern um Vorschuß bat.

„Aber warum? Wie ist denn das möglich?“ hatte er ganz ernsthaft von der Höhe seiner unantastbaren Korrektheit herab gefragt.

„Es ist alles teurer jetzt — ich hatte so viel Anschaffungen für die Wirtschaft — es ist mehr Wäsche verbraucht — ich —“

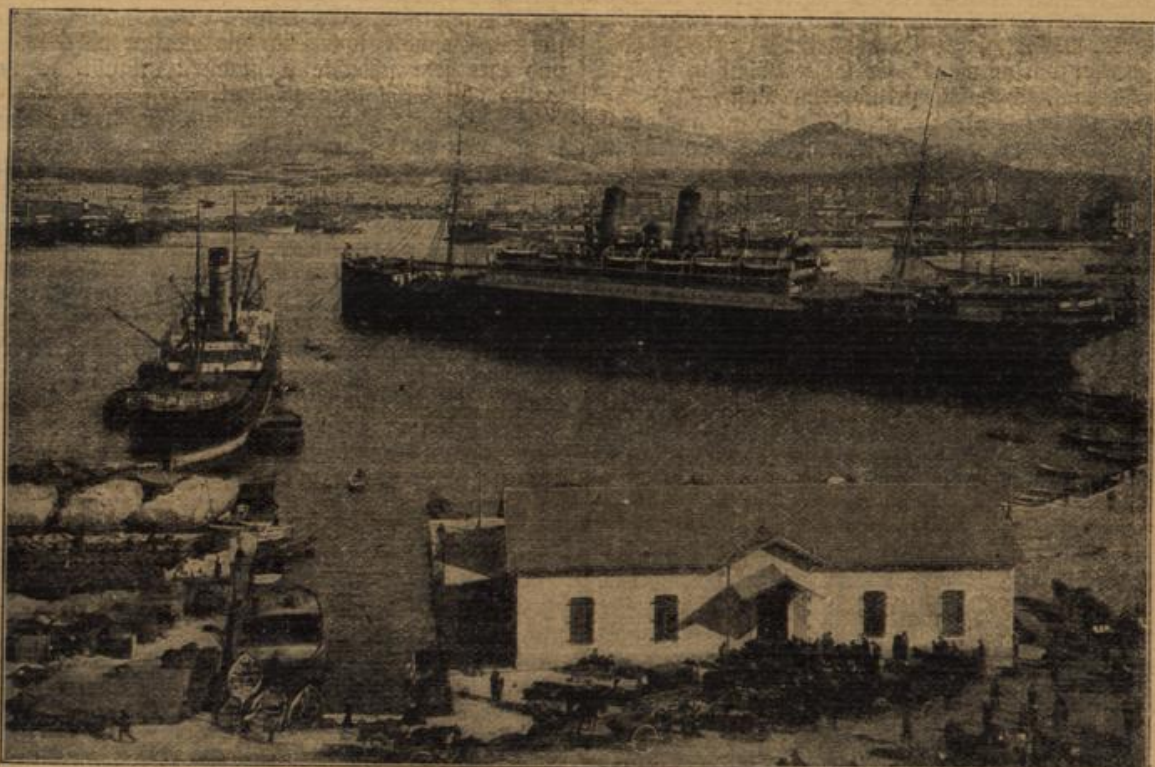
„Zeige mir dein Wirtschaftsbuch!“ unterbrach er sie schroff.

Aber da stieß er auf ungewohnten Widerstand bei seiner sonst so leutsamen Frau. „Ich wirtschaftete jetzt fast dreißig Jahre und ich glaube, du hast dich nie zu beklagen gehabt. Ich hoffe, du hast so viel Vertrauen zu mir, daß du weißt, ich werfe das Geld nicht

aus dem Fenster“, hatte sie ihm mit zitternder Stimme gesagt.

Da hatte er beschämt geschwiegen und ihr mißmutig mit strengem: „Ich hoffe, daß das nie wieder vorkommt“, den erbetenen Vorschuß gegeben.

Einige Wochen waren so verstrichen, da kam Frau Helene mit derselben Bitte, noch schüchterner, noch unglücklicher als das erstemal, und da hatte sie so erregte, zornige Worte von ihrem Gatten zu hören, bekommen, wie in



Der Piräus, der Hafen von Athen. Phot. Schaul, Hamburg. (Mit Text.)

den der leiseste Widerstand wird. Das hatte Frau Helene ausprobiert, sie hatte sich immer nach ihm gerichtet in und so war es gekommen, daß sie allmählich ruhig, sanft geworden, wie Otto Wolter es nannte, geworden war. Immer seltener ihr fröhliches Temperament überschäumte — wie ihre Verwandten behaupteten — ihrem Mann

den ganzen Jahren ihrer Ehe noch nicht. „Wenn eine ganz junge, unerfahrene Frau nicht hauszuhalten versteht, so ist das schlimm genug, denn jedes Mädchen, das heiratet, soll einen Haushalt führen können, aber da gibt es doch allenfalls noch Entschuldigungsgründe, — wenn aber eine Frau in deinem Alter plötzlich anfängt, liederlich zu wirtschaften, da steht einem der

Verstand still. Vorschuß ist gar nichts weiter als Schulden und Schulden sind immoralisch.“

In der Tonart war es weitergegangen, und indem er sich hoch und heilig verschwor, daß es unwiderruflich das letztemal sein sollte, hatte er ihr das erbetene Geld gegeben, aber zum erstenmal in ihrer Ehe hatte er den ganzen Tag keinen freundlichen Blick für seine Frau gehabt und war, ohne ihr den üblichen Gutenachtkuß zu geben, auf sein Zimmer gegangen.

Frau Helene hatte unten im einsamen Wohnzimmer bittere Tränen vergossen. Am nächsten Tage hatte sie dann begonnen, um ein gutes Wort, einen liebevollen Blick ihres Mannes zu werben mit allen möglichen unschuldigen kleinen Künsten, und allmählich war es dann auch wieder zu einem freundlicheren Verhältnisse zwischen ihnen gekommen, aber ein Schatten blieb.

Längere Zeit hatte der Rechnungsrat keinen Anlaß zum Tadel gehabt, bis dann etwas Furchtbares passierte. Durch einen Zufall kam der Hausherr dahinter, daß wochen-, ja monatelang die Milch- und Brotrechnung nicht bezahlt war, die seinem strengen Befehle gemäß alle acht Tage beglichen werden mußte.

In den Augen eines anderen Mannes wäre selbst das sicher nicht als ein ganz fluchwürdiges Verbrechen erschienen.

Rechnungsrat Wolter aber hatte sein ganzes Leben lang nur peinlichste Ordnung in Geldangelegenheiten gekannt, stammte aus einer eingefleischten Bureaufamiliensfamilie, in der Schuldenmachen fast als gleichbedeutend mit Stehlen galt, und konnte für ein derartiges Vergehen überhaupt keine Entschuldigungsgründe. Er machte eine entsetzliche Szene, sein jahrelang unterdrücktes, jähzorniges Temperament kam zum Ausbruch, und er warf seiner zitternden Frau die wahnsinnigsten Beleidigungen und Beschuldigungen an den Kopf. „Und wie — in des Teufels Namen, wie hast du denn das Geld verschleudert?“ fuhr er sie an.

Sie wurde erst rot, dann blaß. — „Ich, ich, hatte einmal mein Portemonnaie verloren — mit einer größeren Summe“, stammelte sie.

„Dein Portemonnaie verloren! Ist es die Möglichkeit! Ist so etwas erhört? Welcher erwachsene, vernünftige Mensch verliert sein Geld! Sieh mich an, ich bin fünfzehn Jahre älter als du, aber ich habe noch nie auch nur einen Pfennig verloren! — Ich werde dir von nun an immer nur zehn Mark auf einmal geben, und du wirst mir dann jedesmal erst vorrechnen, ehe du mehr bekommst.“

Er zittern ging durch die Gestalt der Frau. „Das werde ich nicht tun“, sagte sie fest.

„Wirst du nicht tun — wirst du nicht tun, — was soll das heißen?“ schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Es wird nicht wieder vorkommen, daß das Geld nicht stimmt und etwas unbezahlt bleibt“, sagte sie fast leise.

„Wird nicht wieder vorkommen!“ Er lachte höhnisch, — „ist nun schon das dritte Mal, ich habe wirklich keine Lust —“

„Es wird nicht wieder vorkommen“, sagte sie noch einmal leise, aber es lag ein Etwas in ihrer Stimme, das den Mann zwang, sich zu mäßigen.

„Gut, so höre nun das letzte, was ich dir zu sagen habe. Ich gebe dir dein Wirtschaftsgeld von nun an in vier Teilen — wöchentlich —, deine Schulden werde ich dieses eine Mal bezahlen, weil ich meinen ehrlichen Namen hier in der Stadt nicht bloßstellen will. Passiert aber noch ein einziges Mal die geringste Unregelmäßigkeit mit dem Gelde, so bekommst du überhaupt keines mehr und ich werde die Wirtschaftsfasse führen. Ich will mich nicht von dir ruinieren lassen; das bin ich schon unserem Jungen schuldig. Ein Glück, daß der die Ordnungsliebe von mir geerbt hat! Ich würde den Bengel auch Mores lehren, wenn er sich unterstanden hätte, mir mit Schulden und solchen Niederlichkeiten zu kommen“, schloß er.

Nach dieser Unterredung ging Frau Helene langsam, schleppenden Ganges wie eine Kranke, hinauf in ihr Zimmer, setzte sich an ihren Schreibtisch, vergrub das Gesicht in beide Hände und weinte. Und dieses jammervolle, bittere Weinen der alternenden Frau, die ihm fast dreißig Jahre lang die liebevollste, treueste Gefährtin gewesen, hätte das Herz des Rechnungsrates vielleicht doch gerührt. Er hörte es aber nicht.

Als sie sich etwas beruhigt, zog Frau Helene eines der Schreibfächer ihres Schreibtisches auf und entnahm ihm ein kleines Bändchen Briefe, sorglich mit blauem Bande zusammengebunden. Die beiden letzten zog sie hervor. Niemals gab sie ihrem Manne einen der an sie gerichteten Briefe zu lesen — das war auch einer der wenigen Fälle, wo sie ihm gegenüber standhaft geblieben war. „Was man mir schreibt, sind nicht meine Angelegenheiten, nicht meine Geheimnisse, und selbst bei den harmlosesten Briefen kann ich nicht wissen, ob es dem Schreiber recht, wenn du seine Briefe liest“, hatte sie gemeint. Sie hatte lange mit ihm kämpfen müssen, bis er es aufgab, sie fort und fort zu fragen und zu peinigen, denn eine seiner Schwächen war die Neugierde. Als es

sich dann um die Briefe des Sohnes handelte, war der von neuem ausgebrochen, aber auch da war sie fest geblieben. Ihr einziges Kind, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzes hing, das ihr so ähnlich war und das sie darum so viel liebte, stand als der allzu strenge, pedantische Vater, sollte sich vertrauensvoll an das Mutterherz allein wenden können.

Frau Helene las die Briefe ihres Kindes noch einmal mit Tränen Spuren, und ihre Tränen, die auch jetzt darauf fielen, verwischten die geliebte Schrift noch mehr.

Ihr Sohn hatte geschrieben:

„Liebste Mutter!“

Wieder einmal muß ich Dir allein mein Herz ausreden und Dir gleichzeitig eine Bitte vortragen, die dem Vater ich niemals wagen würde. Ich habe den Vater lieb, ich liebe ihn, aber ich weiß doch, daß er für vieles niemals Verständnis haben kann und wird, und daß wir uns innerlich ganz verschieden sind. Du hingegen, meine liebe, gute Mutter, Du verstehst mich immer verstanden, und wir haben ja oft davon gesprochen, ich so ganz Dir gleiche, ganz Dein Sohn bin und selbst Du mich vielleicht nicht verstehen kannst, wird Dein liebevolles Herz immer für mich sprechen.

Weißt du noch, Vater konnte es nie begreifen, wie sauber, wohlgepflegt, bequemen Spazierwege verlassen um über Wiesen und Felder zu streifen, Blumen zu pflücken, lustige, törichte Lieder zu singen, wie wir beide es taten. Mütterchen? — Das fällt mir nur jetzt so ein als Beispiel, das, was ich Dir beichten will, ist auch wohl ein Schritt von der vorgeschriebenen Strasse, etwas, das nicht absolut Leben eines königlich Preussischen Assessors gehört, was Vater darum niemals verstehen oder gar mit wohlwollender Nachsicht betrachten würde.

Du weißt, liebe Mutter, daß ich sehr still und zurückgelehrt bin, wenn man hier erst einmal anfängt, mehr als notwendigsten Besuche bei den Vorgesetzten zu machen, sich vor Einladungen überhaupt nicht retten kann, und mich schrecklicher ist, als Abend für Abend das Tanzbein zu setzen und öde Salongespräche zu führen. Ich sitze gern allein in meiner Stube und rauche, lese oder musiziere, oder gehe ins Theater oder Konzert.

Ich schrieb Dir schon, daß ich eine Wohnung bei einem netten Wirtin gefunden habe, einer einfachen, im eigentlichen Sinne wohl ungebildeten Frau, die aber eine tiefe Erfahrung und reiche Lebenserfahrung hat und mir vom ersten Blick an sehr sympathisch war. Auch daß Frau Kettner eine hat, erwähnte ich wohl einmal kurz. Lotte Kettner nützt für ein Geschäft, wobei ihr die Mutter hilft, soviel es ist und ihre sehr schlechte Gesundheit erlaubt, sie ist nämlich weilsig von Gicht halb gelähmt.

Ich wohnte schon wochenlang im Hause, ohne die Gelegenheit zu haben, da sie nie in meiner Anwesenheit mein Zimmer betrat, und nur die Mutter hatte mir einmal wie fleißig die Tochter sei und wie treu sie ihr helfe in ihrer täglichen Brot. Frau Kettner ist nämlich gänzlich taub und hat außer der Miete für mein Zimmer und dem, durch ihrer Hände Arbeit verdienen, nichts. Einmal dann Lotte Kettner auf der Treppe, und der Eindruck, von ihr gewann, war entscheidend. Ich übertreibe nicht, ich sage, daß ich noch niemals ein so feines, so rührendes Mädchen gesehen habe, von einer so feinen, zarten Schönheit, man sie nie und nimmer für ein Kind armer Eltern halten würde.

Wir sprachen einige Worte zusammen, und das war der Beginn unserer Freundschaft. Ich ging nun öfters abends in das Zimmer Frau Kettners, anfänglich unter dem Vorwande zu fragen oder zu bestellen. Mutter und Tochter saßen immer eifrig nähe am Tisch, und ich merkte, daß sie sich wenn sie sich etwas unterhalten konnten. — Aus den Unterhaltungen wurden längere, und schließlich kam es, daß ich fast Abend für Abend mit in dem ärmlichen Zimmer und den beiden Frauen vorlas oder mit ihnen sprach.

Sieh, Mütterchen, und diese Stunden sind die schönsten meines Lebens, die ich verlebt, seit ich hier bin! Kannst Du Dir vorstellen, was es für ein junges, schönes Mädchen heißt, nichts, nichts von dem genießen zu können, was das Leben sonst Menschenkindern bietet? Tag für Tag, von morgens bis abends quälen nur für das bißchen tägliche Brot?

Vielleicht hat Lotte Kettner das alles nicht so empfunden, weil sie von klein an nur Not und Sorge gekannt hat — der Vater, verkommener Bruder, dem sie jetzt noch ab und zu Unterstützung schicken — und dabei selbst nur zart und leicht.

„Lotte hat's auf der Lunge“, jagte mir Frau Kettner mit jener stumpfen Trostlosigkeit, die eben solche Leute zu wissen, daß ihnen ja doch die Mittel fehlen, um

bessern. So hat nun dieses einfache, ungebildete, aber hochbegabte Mädchen ein reiches Innenleben geführt und sich über Menschheits- und Ewigkeitsfragen, über die die unsrer jetzt so gelehrten jungen Damen nicht nachzupflegen. — Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich sie sich einmal aussprechen und ausfragen zu können, und anbar, wenn ich etwas ihr erklären, sie belehren konnte! — es ein Wunder, daß sich aus unserer Freundschaft allmählich tiefe, innige Zuneigung entwickelte? Ich brauche mich nicht zu schämen, Mutterchen, und ich kann dir versichern, meine Liebe zu Lotte Keitner mich vor manchem Unreinen hat, das sonst leicht an einen jungen Mann herantritt. — das Wetter wärmer wurde, habe ich einige Male mit einem Ausflüge in die Umgegend gemacht, das arme Ding selten hinausgekommen und nun so unaussprechlich glücklich dankbar für das bißchen Sonne, das ich ihr brachte. Aber das währte nicht lange. Auf unserem letzten Ausfluge Lotte sich erkältet und bekam eine Lungenentzündung. — along haben wir in der größten Angst um sie geschwebt, wie durch ein Wunder ist sie uns erhalten geblieben, — für lange Zeit, wie der Arzt mir sagte, denn ihre Lunge allbar krank. Alle Ersparnisse der Mutter, alles, was wir mir irgend erübrigen konnten, ist während der Krankheit gegangen, und dabei ist der Arzt noch nicht einmal bezahlt, wir haben noch andere Schulden. Die Not ist grenzenlos Mutterchen, denn jeder Verdienst der Frauen fällt doch ab, und dabei möchten wir doch so gern der geliebten Kranken Leiden erleichtern und sie etwas pflegen. Ich weiß ja, geliebtes Mutterchen, einen geheimen Sparfonds hast du dein Inhalt dazu bestimmt ist, Deinem großen Jungen zu eine besondere Freude zu machen. Schicke mir das, liebste Mutter, damit wenigstens der größten, augenblicklichen Not abgeholfen ist! Und wenn Du sonst noch helfen kannst, und willst, ich wäre dir unendlich dankbar. Ich habe nie wie schrecklich qualvoll es ist, einen geliebten Menschen zu sehen, ohne ihm helfen zu können und ohne in der Lage zu sein, ihm jene kleinen Erleichterungen zukommen zu lassen, die verwöhnten Menschen so selbstverständlich dünken. — Ich verstehe, liebste Mutter, daß ich mich Vater nicht annehmen. Wenn ich ihm einfach sagte, ich hätte Schulden, er außer sich und würde genau nachforschen und fragen. Ich kann ihm nicht die Wahrheit sagen, ich will nicht das, was rein und heilig ist, durch unreine Gedanken und Worte verunreinigen, in den Schmutz ziehen lassen. — Ich verstehe, mir, Mutterchen, aber Du weißt ja selbst am besten, wie die ganze Sache beurteilen würde, wie er die zornigen, verlegenden und herunterziehenden Worte nicht gerade, und — helfen würde er doch nicht. — Ich vertraue ich mich Dir allein an, geliebte Mutter, und Gedanken Deine lieben Hände, die, das weiß ich ganz helfen werden ihrem dankbaren Sohn Hans.“ — Sohn hatte sich nicht vergebens an sie gewandt, Frau hatte ihm damals all ihre kleinen Ersparnisse geschickt, um Wirtschaftsgelde hinzusetzen, was sie irgend entbehren konnte glaubte. — Der nächste Brief war dann so voll heißer Dankbarkeit für die Hilfe der Mutter, für die treuen, verständnisvollen Worte, die sie ihm geschrieben, daß sie sich reich belohnt fühlte. — Hans schrieb dann weiter: — „Der erste, dringendste Not ist ja nun abgeholfen durch die Güte, mein Mutterchen, aber wenn Du kannst, hilf noch wenigstens so lange, bis die Kranke sich so weit erholt, daß ihre Pflege nicht mehr die ganze Zeit der Mutter in Anspruch nimmt und diese wieder ihre Aharbeit aufnehmen kann! — es es nie wieder können, sie wird nach dem Ausspruche des Arztes niemals wieder die Stube verlassen, sondern ihre Lebenszeit im Bett und Lehnstuhl verbringen. Aber das ist natürlich nicht wissen, sie hofft ja mit aller Zuversicht bald wieder ganz gesund zu sein.“ — Frau Helene hatte weiter geholfen, ohne dem geliebten Sohn mit einem Worte zu verraten, was für Opfer sie brachte. — Der Rechnungsrat Wolter fand keinen Grund mehr, sich über die Anwendung seiner Frau aufzuregen. Niemals wieder sie ihn um Vorschuß, und niemals konnte er unbezahlten Rechnungen oder dergleichen auf die Spur kommen, so mißtraulich er auch forschte und spionierte. Ja, das war eben das, was er konnte sein Mißtrauen nicht wieder loswerden, so daß sich auch gar keine Mühe, es vor seiner Frau zu verheimlichen. Wie unfähig er sie damit qualte und demütigte, ahnte er nicht, oder wenn es ihm doch einmal zum Bewußtsein kam, schaltete er sich vor sich selbst damit, daß sein Benehmen

nur die natürliche Folge ihres Vergehens sei und ihre gerechte Strafe. Es war, als ob all seine schlechten Anlagen sich jetzt erst voll entfalteten. Seine Kleinigkeitskrämerei, die ja in geringem Maße immer schon bestanden hatte, nahm mehr und mehr zu, und dazu gesellte sich eine fast unerträgliche Reizbarkeit und Streitsucht, bei der er der hohn- und wutgetränkten Worte nicht genug finden konnte, und seine Sparsamkeit, sein Feilschen um jeden Groschen nahm schon beinahe krankhafte Dimensionen an. In die alte Ehe, die bisher, wenn auch nicht besonders sonnig, so doch friedlich und zufrieden gewesen, war ein schriller Miston gekommen und der blieb.

Frau Helene litt unendlich, aber sie litt schweigend und wurde nur immer stiller und zarter. Ihr Gatte bemerkte das ebenso wenig wie die unverhältnismäßig klein gewordenen Fleischrationen bei Tisch und die anscheinend plötzliche Vorliebe seiner Frau für Kartoffeln und Gemüse.

Die Briefe ihres Sohnes, die sonst eine Herzensstunde und Erheiterung für sie gewesen waren, brachten Frau Helene auch nur Trübs. Sie litt mit ihrem Kind und sorgte sich um ihn, wenn sie daran dachte, daß er jetzt den größten Teil des Tages in einer Krankenstube zubrachte, daß er sich Entbehrungen mancher Art auferlegte, an die er nicht gewöhnt war, und es machte sie besonders traurig, daß sein Idealismus, sein sonniges Temperament durch so trübe Zeiten gehen mußte, die sich nie vergessen und auch ihm ihren unverwischbaren Stempel aufdrücken würden.

Und dann kam ein Tag, den Rechnungsrat Wolter sein ganzes Leben nicht mehr vergessen konnte.

Es war von morgens an drückend heiß gewesen und Frau Wolter fühlte sich ganz besonders schwach und elend und hatte sich nur mühsam durch das Haus geschleppt. Trotzdem pflückte sie auf Wunsch des Gatten draußen in glühender Sonnenhitze Erdbeeren für ihn. Und dann war sie plötzlich bewußtlos zusammengebrochen.

Rechnungsrat Wolter war wie vor den Kopf geschlagen und hilflos wie ein Kind, und neben dem großen Schreck hatte er fast ein Gefühl des Vorwurfs für seine Frau: daß sie ihm das antun, ihn so erschrecken konnte!

Das alte, treue Mädchen brachte Frau Helene zu Bett und bemühte sich um sie, und ehe noch der Arzt kam, den der Rechnungsrat herbeigeholt, war sie wieder zum Bewußtsein gekommen, nur grenzenlos schwach und müde — todmüde.

Der Arzt schickte alle aus dem Zimmer und untersuchte sie, und als er wieder auf die Veranda trat, auf der der Rechnungsrat wartend saß, machte er ein sehr ernstes Gesicht.

„Sie wußten, daß Ihre Frau herzleidend ist?“ fragte er.

Der Rechnungsrat wurde blaß; er schüttelte den Kopf, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Ja, ein altes, unheilbares Herzleiden, und — sie scheint in der letzten Zeit Aufregungen oder Kummer gehabt zu haben, dazu ist der Körper merkwürdig entkräftet. Hat Ihre Gattin über Appetitlosigkeit geklagt?“

Wieder schüttelte der Rechnungsrat den Kopf, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Ich — ich habe leider wenig Hoffnung“, fuhr der Arzt zögernd fort.

Otto Wolter griff, eine Stütze suchend, nach der Kante des Tisches, es wurde ihm schwarz vor den Augen: „Wie, Doktor? Sie — Sie meinen doch nicht — daß — daß —“

Der Arzt nickte schweigend.

„Wir wollen unser möglichstes tun, ihr die letzten Lebensstage zu erleichtern — vor allem Ruhe, absolute Ruhe, vielleicht daß dann — jedoch, ich habe wie gesagt, wenig Hoffnung.“

Als der Doktor gegangen war, saß Rechnungsrat Wolter noch eine ganze Weile in einer Ecke seines Arbeitszimmers, den Kopf in beiden Händen verborgen, und ab und zu kam ein qualvolles Stöhnen über seine Lippen. War es denn möglich — konnte es denn sein, daß die Frau, mit der er nun fast dreißig Jahre zusammengelebt hatte, so einfach von ihm gehen wollte, ihn allein lassen? Daß er gar keine Zeit mehr haben sollte, ihr etwas Gutes, Liebes zu tun! Er ging wartenden Schrittes hinüber ins Krankenzimmer und setzte sich an ihr Bett. Sanft und zart nahm er ihre Hand in die seine, wie er es einst getan vor langen, langen Jahren, und mit seinen hageren Fingern strich er zärtlich über diese treue, blasse, kleine Hand.

„Helene, Helene“, flüsterte er ab und zu.

Und plötzlich schlug sie die Augen auf und sah ihn an, klar und bewußt.

„Helene — meine gute Alte“, stammelte er, — „du — weißt du, das — das mit dem Schuldenmachen — ich bin nicht mehr böse“, kam es abgebrochen über seine Lippen.

Da ging ein leises Lächeln über ihr plötzlich so verfallenes Gesicht, und ihre Augen schlossen sich wieder. —



Die Bevollmächtigten der Montenegriner bei den Verhandlungen über die Waffenstreckung:
Links: Major Kompar, Minister Dr. Matanovic, Minister Popovic. — Phot. A. G. P.

Am Abend erst dachte der Rechnungsrat daran, an seinen Sohn zu telegraphieren. — Am nächsten Morgen kam dieser dann



Georgios Theotolis,

(Mit Text.)

seinen Schreibtische nieder, die Tränen kamen ihm und tropften gerade auf ein kleines, blaues Heftchen, das er lag, und als er sie fortwischen wollte, sah er, daß auf dem Heftchen „Wirtschaftsbuch“ stand.

Das also war es, das ängstlich gehütete Buch, um das so viel harte Worte gefallen! Mechanisch, fast ohne es zu wollen, blätterte er darin, und seine Blicke irrten flüchtig über die Seiten, aber dann blieb er hie und da haften und wurde auch schließlich immer aufmerksamer, und dann schlug er einige Seiten zurück, verglich, las wieder, und schließlich faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf.

Was war das nur? Wie war denn das nur möglich!

bleich und wie von Sinnen vor Angst und Sorge um die geliebte Mutter, und Vater und Sohn sanken sich weinend in die Arme, und wohl zum erstenmale in ihrem Leben waren sie ganz eins in ihrem Fühlen.

Die Mutter erkannte ihr Kind noch, und ein freudiger Glanz kam in ihre müden Augen, aber sie sprach nicht mehr.

Es war am Tage nach dem Begräbniß. — Hans war noch einmal vor seiner Abreise hinausgegangen nach dem Friedhofe ans Grab der Mutter, und Rechnungsrat Wolter stieg zum erstenmal seit langer Zeit hinauf in seiner Frau Stübchen. Er ließ sich an

Selene hatte ja in den letzten Monaten niemals ihr Wirtschaftsgeld verbraucht, selbst zu jener Zeit nicht ihn um Vorchuß gebeten und Schulden gemacht! Bei jeder Monatsberechnung noch ein Rest, einmal zwanzig Mark, einmal achtundzwanzig Mark und einmal siebenunddreißig Mark, und doch war dieser Rest niemals im nächsten Monat gutgeschrieben. Und in den letzten Monaten hatte sie fast die Hälfte an Fleisch, an Eiern und Butter

braucht wie sonst, und doch hatte es ihm an nichts gemangelt; — bei diesem Gedanken legte es sich ihm wie ein eiserner Reiß ums Herz. Er schlug die Seiten des Buches um und sah,



In den Notizbüchern: Versteckter Beobachtungsposten bei den deutschen Stellungen in der Gegend von...
Phot. Leipziger Pressebüro.

daß die letzte Seite auch beschrieben war, — er wurde plötzlich totenblau, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Da stand: Hans geschickt dreißig Mark, Hans geschickt zwanzig Mark und wieder und wieder: In Hans geschickt...

Seine Hand ballte sich zur Faust, ein Achzen kam über seine Lippen: also das war...

Aber nun wollte er auch alles wissen, ganz klar! — Er sah, daß der Schlüssel zum Schreibtisch genau gerade in dem kleinen Fache steckte, in dem sie ihre Briefe zubewahren pflegte. Ohne zu zögern, schloß er auf —



Besichtigung österr.-ungar. Truppen durch Erzherzog Friedrich. Vom links der deutsche Armeechef Graf...



Abtransport gefangener Italiener bei Trafoi in Tirol. Gezeichnet von A. Dufschel.

Briefe von Hans obenauf. — Und er las diese Briefe — — — Zunächst war nichts in ihm als ein grenzenloser Schmerz, ein Gram, der ihn niederdrückte, der sein Haupt auf die Tischplatte fallen und die Hände sich in die Haare krallen ließ.

„Hätte ich das gewußt — hätte ich das ahnen können!“ — ächzte er. Und dann überkam ihn plötzlich ein wütender Zorn gegen den Sohn, der das alles verschuldet. Jäh richtete er sich in die Höhe, — er wollte hin zu ihm, ihn zur Rechenschaft ziehen.

„Um eines Mädchens willen die Mutter“ — sein Gesicht überzog sich jäh mit dunkler Röte — „ich will das, was mir rein und heilig ist, nicht durch unreine Gedanken und Worte in den Schmutz ziehen lassen!“ — fielen ihm die Worte seines Sohnes ein.

Er sank wieder auf seinen Stuhl zurück. Hans hatte recht mit dem, was er geschrieben — —

Wie würde es ihn treffen, ihn, den der Tod der Mutter schon ganz und gar umgeworfen hatte, wenn er erfuhr, was sie erduldet seinetwegen, welche Opfer sie für ihn gebracht, — er bekäme es fertig, — ihn schauderte. — Und wer trug die größte Schuld? Doch nur er, der so lange ihr Gatte gewesen und doch kein Verständnis und keine Liebe für sie gehabt, als sie deren bedurfte! Und das, warum er ihr gezürnt, erschien ihm plötzlich jammervoll nichtig und klein.

Er allein trug die Schuld, daß sein Weib und sein einziges Kind kein Vertrauen zu ihm gehabt, — und er barg das Gesicht in beide Hände und weinte. —

Als er sich wieder aufrichtete, war in seinem Herzen der feste Entschluß, die Qual der Reue allein zu tragen. —

Doktor Fir.

Humoreske von R. Knechle-Schönan. (Nachdruck verb.)

Im Wartezimmer des Dr. Jonas haben sich die Patienten wie gewöhnlich scharenweise eingefunden und sitzen nun in jener angenehmen Stimmung, welche wohl jeden im Vorzimmer eines Arztes zu befallen pflegt, auf der Lauer, den Zeiger des mit einem elektrischen Läutewerk verbundenen Nummerapparates über der Tür des Sprechzimmers mit gespannten Blicken verfolgend. Es ist spassig, zu beobachten, wie prompt der glückliche Besitzer der angezeigten Nummer in die Höhe schnellt, sobald die Glocke ertönt. Ja, ja, mit dem Dr. Jonas ist nicht gut Krüsen essen, das weiß die ganze Stadt, und nicht mit Unrecht hat man ihm den Spitznamen Dr. Fir beigelegt. Wehe dem Patienten, der sich nicht pünktlich einfindet oder nicht rasch genug sein Anliegen vorbringt. Mit der größten Liebenswürdigkeit wird ihm vorgestellt, daß es eine riesige — Unverschämtheit ist, auch nur eine Minute der kostbaren Zeit des vielbegehrten Arztes zu vergeuden. Und viel begehrt ist er, das zeigen das stets überfüllte Wartezimmer und der endlose Bestellzettel mit den gewünschten Hausbesuchen über seinem Schreibtisch. Dank der schier unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er zu verfahren pflegt, ist es ihm möglich, dieser Niesenpraxis nachzukommen, wobei ihm eine brillante Diagnose sehr zu statten kommt. Mit rasender Eile jagt sein eleganter Wagen durch die Straßen der Stadt, und man kann ganz genau berechnen, wo es halten wird, denn drei Häuser weit vorher steht Dr. Fir schon sein schmales Kinderfüßchen zum Wagenschlag heraus, um rasch wie ein Eichläschen ins Haus zu huschen. Kein Fremder würde in dem kleinen, behenden Männchen mit dem Aussehen eines Primaners den weit und breit berühmten Chirurgen Jonas vermuten, der mit seinen winzigen Händen schon die wunderbarsten Operationen ausgeführt hat, deren glänzende Erfolge ihm von Tag zu Tag neue Ehren und neue Patienten verschaffen.

Nichts konnte ihn aber mehr verdrängen, als langatmige Krankheitsberichte, und keiner seiner Patienten konnte sich rühmen, einen solchen zu Ende geführt zu haben. Trat er an ein Krankenbett, so genügte ein Blick, ein Griff an den Puls vollständig. Der Rezeptblock mit dem Tintenstift, den er stets bei sich führte, wurde hervorgezogen, das Rezept auf dem Knie geschrieben, einige Verhaltensmaßregeln erteilt, und husch, ehe der Kranke sich's versah, war er schon wieder hinaus. Manch einer schrieb sich die seiner Ansicht nach hochwichtigen Krankheitserscheinungen auf einen Zettel, um sie dem Arzte rasch vorzulesen, dazu gekommen ist aber keiner.

In der Sprechstunde war es aber fast noch schlimmer. Wie unendlich oft klingelte er schon dem nächsten Patienten, während der vorige noch halbangekleidet vor ihm stand, was jedesmal bei weiblichen Personen ein entsetzliches Aufkreischen und eifriges Protestieren verursachte.

Heute hatte er es nun besonders eilig, wie einige bereits abgefertigte Patienten schon flüsternd berichteten, indem sie hinzufügten, daß die Laune des Gestrigen keine besonders gnädige sei. Man tauscht vielhagende Blicke miteinander und beobachtet

doppelt eifrig das Vorrücken des Nummerzeigers, der dem mer 16 in das Sprechzimmer befohlen hat. Die Nummer trifft einen behäbigen Fischermeister, der vorichtshalber der Tür Posten steht, um ja recht schnell dem Zeichen folgen können. Er hat schon trübe Erfahrungen mit dem Dr. Fir und ist wegen seiner langsamen Sprechweise schon manchen Mal von ihm angeschmauzt worden, deshalb sieht er ziemlich klonnen der Untersuchung entgegen. Jetzt schritt die Der starke Mann klappt zusammen wie ein Taschennmesser gleich darauf wie besessen zur Tür hineinzustürzen, wobei er unsanft mit dem Herauskommenden zusammenprallt.

„Ah, Meister Hammer!“ ruft ihm schon der Doktor entgegen während er noch eifrig in sein Buch einträgt. „Na, was denn? Aber ein bißel fix, mein Lieber.“

„Ach, Herr Doktor,“ beeilt sich der Fischermeister zu be „mir ist 'ne Gräte stecken geblieben, als ich —“

„Schon gut, schon gut, mein Lieber. Das werden wir haben. Da, setzen Sie sich hin, den Kopf zurück, Mund so — noch weiter — hm — hm.“

Meister Hammer hat anfangs widerstrebt, aber Dr. Fir ein Instrument nach dem andern in seinen weitaufliegenden Rachen und übergeht sein eifriges Protestieren vollständig dem Kehlkopf und der Schlundsonde ist nichts zu da muß zur Magenforde und endlich zum Magenschwamm griffen werden. Doch auch damit ist kein Resultat zu

„Ja, zum Donnerwetter, wo ist Ihnen denn die Gräte geblieben?“ ruft ärgerlich ob des vergeblichen Bemühens der Doktor.

Meister Hammer kann ihm aber jetzt unmöglich Rede denn ein fürchterlicher Hustenanfall hat sich infolge der juchung seiner bemächtigt, und trotz seiner fieberhaften muß der Doktor warten, bis er sich ein wenig erholt hat. Blauröt im Antlitz und noch außer Atem stößt der endlich hervor: „Hier im linken Arme — ist mir die Gräte Schuppen eines großen Hechtes stecken geblieben —“

„Aber Mensch, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?“

„Ja, Herr Doktor, Sie haben mich ja gar nicht ausreden erwidert kläglich der noch immer hustende und würgende

Der Doktor sieht ihn einen Moment verblüfft an und dann in ein Gelächter aus, so laut und herzlich, wie es nie von den Wänden des Sprechzimmers zurückgehallt ist. „Nein, nein, 's ist nicht zum glauben!“ ruft er, noch frampfhaft lachend. „Hat der Mann die Gräte im Arme und läßt sich geduldig mit Schlundsonde und Magenschwamm traktieren, als wenn das so ein besonderes Vergnügen

„nen Vergnügen war's freilich nicht!“ knurrt Hammer lachend, denn das Lachen des Doktors verdrängt ihn.

„Aber, lieber Meister, was haben Sie sich eigentlich gedacht, als ich mit dem Magenschwamm ankam?“

„Nu je, Herr Doktor, ich hab' halt gemeint, Sie werden sich mit dem langen Dinge zum Arm herauskommen.“

Eine neue Lachsalve ist die Folge dieses Geständnisses. befreit der Doktor den armen Schluder von seiner Gräte bindet ihn und klopft ihm begütigend auf die Schulter.

„Na, leben Sie wohl, lieber Meister, und nichts für Wort.“

„I Gott bewahre, Herr Doktor!“ lautet die treuherzige kann man sich schon einmal in'n Hals kutschieren lassen.

„Nächstmal, Herr Doktor, da lassen Sie mich erst zu Wort men, ehe Sie solche 'eingreifende' Untersuchungen vorn

Lachend versichert ihm das der Doktor, und nachdem biederer Meister mit herzlichem Händedruck entlassen, muß noch ein Weilchen sammeln. ehe er dem nächsten Patienten

Die Maske des Todes.

Skizze von Kurt Burg. (Nachdruck verb.)

Hauptmann von Breitenstein war ein eigenwilliger Was alle uns so sehr ziert und verschönt, das konnte nicht — er konnte nicht lachen. Eigentümlich! — Sein war Diplomat gewesen, und die eiserne Kälte, welche tro seinen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit von diesen Leuten geht, hatte sich buchstäblich auf ihn vererbt.

War er schon als Kind lärglich mit dem Lachen so schien es ihm jetzt als Offizier und Kompagnieführer sich unter seiner Würde. Im Kasino nannte man ihn den „und seine Mannschaften fürchteten ihn mehr als sie ihn Man hielt ihn allgemein für unzugänglich, obwohl eigentlich seiner Untergebenen diese Erfahrung gemacht hatten

Selbst als es ins Feld ging, sah man den Hauptmann lächeln: die Freude des Offiziers, der endlich den gekommen sieht, die in langer Friedenszeit erprobte

Praxis umsetzen zu können! Es war etwas Überirdisches am Wesen: man konnte ihn nicht hassen — man konnte ihn lieben! Jetzt aber verehrten seine Soldaten ihn und in ihm einen selbstsicheren und begabten Führer. Er wußte Breitenstein. Und vor dem Ausmarsch aus der Stadt sagte er zu seinen Leuten: „Kinder, mit euch geh' ich durchs Feuer!“

Derierbild.



Wo ist das Ständemädchen geblieben?

Wie Wetterleuchten wirkten diese ersten innigen Worte aus des Führers Munde und entzündete in den Soldatenherzen eine hohe Begeisterung. — Der Feldwebel nutzte den großen Augenblick aus, versicherte ihm die unbedingtste Treue der ganzen Kompanie, die sofort in ein urkräftiges Hurra! — Hoch! auf Breitenstein ausbrach. Er dankte mit einem maßvollen Lächeln, wie es der erste Napoleon liebte — dann war alles wieder beim alten — wachen, mondelang.

Da gab es anfangs Mai im Schützengraben einen Sonntag, einen Feiertag für die ganze Kompanie. — v. Breitenstein hatte einen Brief empfangen, seine Gemahlin ihm die beglückende Kunde von der Geburt ihres ersten Kindes, eines gesunden und schönen Stammsprosses übermittelte. Da fing Breitenstein auf einmal an zu lachen und hat so laut und herzlich gelacht, daß im Schützengraben ein Aufsehen und Fragen entstand, lauffeuerartig, ob der Himmel den Hauptmann zum Lachen gebracht habe.

Die Unterhänden krochen sie hervor, um den lachenden Mann wie ein Weltwunder anzustarren. — Sie lachten alle mit, als seien sie elektrifiziert, und es lebte in den Soldaten, als sei ein bannender Zauber plötzlich von ihnen gewichen.

Man muß die Feste feiern wie sie fallen, namentlich im Schützengraben! Und jetzt war so ein Fest gekommen, das mußte gefeiert werden, weil es so ganz unerwartet kam.

Der bayerische Landwehrmann, der bei einem Sturmangriff die Kompanie Breitenstein verschlagen worden war, ein echtes Kind, meldete sich sofort zum Requirieren, nahm aber, ohne Gewohnheit, einen Kameraden mit: reiche Beute in der Hand! — Er war noch nie leer zurückgekehrt — und brachte sogar zwei Fässer Rotwein, einen Hahn und drei Hennen.

Man ihn nach der Quelle seiner Beute fragte, antwortete er nur: Gefunden! — Er war ein äußerst talentierter Jagdgenosse! Unbezahbar! Und heute von unerwarteter Beute!

Breitenstein hatte diesen Festtag vorbereitet, ließ an alle Soldaten Zigarren und Zigaretten verteilen, und an bedeutende Leute noch besondere Gaben. Das war eine Laune und ein Humor, als wären sie im Manöver, nicht im blutigsten Völkerringen! —

Warum sich mit Grillen plagen? Ob dieses Fest unseres Mannes nicht meine letzten frohen Stunden auf dieser Erde heute nacht werden die schwarzen Hyänen da drüben einen Sturmangriff auf unsere Stellungen versuchen. —

So ein farbiger englischer Gegner die Kugel schon im Schützengraben hat, die für mich bestimmt ist! — Darum auf! — und fröhlich! — Soldatenblut.

Unterstand der Offiziere bediente heute der „Münchener“. — Er konnte sich ins Hofbräuhaus versetzt denken und den Notizen trinken, wenn man ihn ansah und ihm zuhörte! Seinen Vorrat an Wit und Humor bot er auf, als gelte es, die müde Gelegenheit zu benutzen und „den eifrigen Hauptmann“ mehr aus dem Lachen herauskommen zu lassen. —

Spätes Nachmittage stieg v. Breitenstein in den Schützengraben. Die Pflicht und ihre Erfüllung! — Das war der oberste Grundsatz seiner Persönlichkeit. Jetzt gemahnte sie ihn, nach dem Befehl zu sehen und die nötigen Voraussetzungen zu einer glücklichen Abwehr des nächtlichen Sturmangriffs zu prüfen.

Der Münchner immer hinter ihm her — wie ein Schutzgeist. — Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erschien ihm ebenso wichtig wie dem Hauptmann sein Kontrollgang.

Plötzlich krachte ein Schuß! Der Bayer hatte ihn über dem herzlichen Lachen seines Hauptmanns beinahe kaum gehört. Haben die Spitzbuben da drüben wieder mal was gesehen?! dachte er, — als auf einmal etwas Schweres auf ihn fiel und ihn zu Boden drückte. Er war gewaltig erschrocken, besann sich aber um so schneller und — hielt seinen Hauptmann in seinen Händen. —

„Herr Hauptmann!“ —

Keine Antwort.

„Herr Hauptmann, ist Ihnen etwas geschehen?“ —

Schweigen.

Still wand er sich unter der Last des Körpers hervor, blickte ihn herum und schaute ihn entgeistert an. — Hauptmann v. Breitenstein war tot. — Unter dem Müzenschild war die feindliche Kugel in die Schläfe gedrungen und hatte sofort den Tod des Mannes herbeigeführt, dem viele eine glänzende Laufbahn prophezeiten und wünschten. — Ein fürchterliches Schicksal, dieser Krieg! — Und wie seltsam — wie seltsam Breitensteins plötzliches Ende.

Der im Leben so selten lachte — jetzt trugen seine Züge ein fröhliches Lachen: Im Lachen war sein Antlitz erstarrt — eine Waise des großen Verführers Tod — ein glückliches, seliges Ende.

Waschen der flanell-Sportblusen.

Bei der großen Vorliebe für Sportblusen und Hemden aus dem praktischen und hübschen englischen Flanell, zu dem sich noch ein glanzreiches Gewebe, der sogenannte Taffet-Flanell gesellt, dürften mancher Dame einige erprobte Winke für das zweckmäßige Waschen dieser Sportbekleidungen erwünscht sein. Das Hauptaugenmerk ist bei der Wäsche von Flanellblusen darauf zu richten, daß das Einlaufen und Färben des Stoffes vermieden wird, was dadurch geschieht, daß man sowohl jedes direkte Anseifen so wie starkes Reiben und Wringen der Blusen unterlassen muß. Man bereitet mittels heißen Wassers und guter, weißer Kernseife, die man fein schnipfelt, eine Seifenlauge, die man mit kaltem Wasser bis auf 22 Grad Reaumur abkühlt. Darin staucht und drückt man nun die Flanellgegenstände tüchtig aus, wobei man die Bündchen des Halsausschnittes und der Ärmel besonders berücksichtigt und, wenn sie sehr schmutzig sind, leicht reiben muß. Dann spült man die Blusen in klarem Wasser von derselben Temperatur wie das Waschwasser und seigt, falls es sich um farbige Stoffe oder solche mit farbigen Streifen handelt, einen Teelöffel voll Salz oder einen Eßlöffel Essig hinzu, was die Farben auffrischt. Bei glatt weißen Blusen ist ein schwaches Blauen des Spülwassers empfehlenswert, doch ist es ratsam, hierfür kein Blaupulver, sondern Blaupapier zu verwenden, damit in dem wolligen Stoff keine Pulverförmchen zurückbleiben und Flecken verursachen. Das leichte Blauen des Spülwassers gibt dem Flanell einen rein weißen Ton. Nun entfernt man die Nässe aus der Bluse durch Ausdrücken zwischen den Händen und Klopfen zwischen sauberen Tüchern, denn ein Auswringen würde untilgbare Falten und Zerrungen des loderen Gewebes verursachen. Um ein Verziehen der Bluse beim Aufhängen und Trocknen zu vermeiden, breite man sie zuerst auf einer sauberen, mit einem Tuch bedeckten Tischplatte aus, zupfe sie in die richtige Form, streiche den Stoff recht glatt aus und dehne die Bündchen am Halsausschnitt und Ärmeln, weil diese leicht einlaufen. In dieser Lage lasse man sie übertrocknen, dabei öfters mit einem trocknen Tuche darüber tupfend. Dann erst, nachdem die Schwere des Wassers aus dem Stoffe ist, die das Verziehen verursacht, hänge man sie möglichst im Freien oder auf einem lustigen Boden auf und lasse sie dort nur so weit trocknen, daß sie sich noch etwas feucht anfühlen. Nun kann man sie bügeln, und sie werden, also behandelt, wie neu erscheinen und bei wiederholter Wäsche weder einlaufen noch fäulen. Die Sporthemden aus Flanell für Herren und Knaben werden in derselben Weise behandelt. R. An.



Heimlich Leid.

Ihr habt es gut, die ihr in schwarzen Schleiern Umhergehn dürft und euren Helben feiern, Ich seh' euch neidisch nach im bunten Kleid, Und trage schwer mein heißes Herzeleid.

Ich weiß nicht einmal, ob ich mehr ihm war Als eine aus der hellen Mädchenschar, Ob je sein junges Herz mir ganz gehört, Ob nur der Krieg mein heimlich Glück zerstört.

Ich weiß nur, daß ich alles gab dem Einen, Ich will mein Recht, — mein Recht, um ihn zu weinen.

Alara Pries.

Unsere Bilder

Der Piräus, der Hafen von Athen. Der Vierverband landete in der Nähe dieses Hafens unter Verletzung der griechischen Neutralitätstruppen, um auf den König Konstantin und das griechische Volk einen weiteren Druck auszuüben. Außer dieser Bedrohung der griechischen Hauptstadt von der Landseite ist der Hafen durch Kriegsschiffe blockiert, und gleichzeitig wurde die Benutzung der Seefabel den griechischen Händen entzogen.

Die montenegrinischen Unterhändler, die nach der Flucht des Königs Nikita zum Abschluß der Übergabeverhandlungen in Cetinje zurückblieben. Von links nach rechts: Artillerieoberstleutnant Dombar, Minister v. Rantanobics, Minister Popovics.

Georgios Theotokis, einer der fähigsten und lautersten griechischen Staatsmänner, starb in Athen. — Der langjährige Ministerpräsident war ein Freund Deutschlands und ein Gegner von Venizelos.

Die Sturmflut in Holland, die mit erschreckender Plöblichkeit hereinbrach, hat unermesslichen Schaden angerichtet. — Seit Menichengedenken ist das Land nicht von einer solchen Wasserflut heimgesucht worden. Infolge des Durchbruchs der Zünderseedeiche ist eine Bodenfläche von etwa 10 000 Hektar ein Opfer der Flut geworden. Die schöne Insel Marken, auf der sich der altholländische Volkscharakter mit am unverfälschtesten erhalten hatte, wurde in zwei Hälften gespalten, die durch brausende Wogen getrennt sind. Nur vier Häuser sind auf dieser 1360 Einwohner zählenden Insel unverleht geblieben. Die große Fischerflotte im Hafen von Volendam ist fast völlig vernichtet. Volendam selbst wurde in eine Insel verwandelt. In Ridderkerk wurden etwa 100 Häuser bis an den Dachboden unter Wasser gesetzt. In Rijnhuizen hat der Strand sehr gelitten. Die Eisenbahndämme sind bei Amsterdamm, Edam, Dortrecht und an anderen Stellen auf Strecken bis zu 150 Meter durchbrochen. Zahllose Menschen kamen um Hab und Gut. Viel Vieh ist ertrunken, namentlich Schweine, Schafe und Ziegen, da man zunächst die Kühe zu retten suchte. Verhältnismäßig gering sind glücklicherweise die Verluste an Menschenleben. Das Hochwasser erreichte eine Höhe von 3,94 m über Pegel, ein Wasserstand, der noch niemals, auch nicht bei den Überschwemmungen von 1775 und 1906 verzeichnet wurde.



Die Sturmflut in Holland. Cop. Vereenigde Fotobureaux. (Mit Text.)

ob er nichts mehr an seine Gattin zu bestellen hatte. „Nichtig,“ Derzog mit einem feinen Lächeln, „das hätte ich ganz vergessen. Sie ihr diese goldenen Hemdenknöpfe!“ Damit machte er sie heftig dem Freunde und legte kaltblütig sein Haupt auf den Boden.

Gemeinnütziges

Aufgesprungene Hände. Es gibt nicht wenig Leute, die aufgesprungene Hände haben. Namentlich Köchinnen, Bäckerinnen, Frauen, wie überhaupt alle diejenigen, welche viel mit Wasser zu tun haben.

Abels erfolgt am besten durch eine naturgemäße Handpflege. Die Hände mit Wasser umgehen muß, hat die Hände stets gut abzutrocknen. Seifen und Salben müssen immer vermieden werden. Bei spröden Händen ist die Einreibung mit Vaseline und ähnlichen Salben zu empfehlen. Überhaupt müssen aufgesprungene Hände öfter eingefettet werden. Am besten geschieht das abends vor dem Schlafengehen. Handpadung während der Nacht beschleunigen die Heilung.

Die Winterdecke kann zu vorgerückter Jahreszeit, wie im Winter, bei vielen Gewächsen durch Tannenreisig ersetzt werden. Besonders Hyazinthenbeete und verschiedene Stauden brauchen die Abdeckung, damit sie nicht faulen.

Bei Rhubarberanlagen bevorzuge man als Pflanzmaterial stübe, nicht Samenpflanzen. Man hat vor allen Dingen reichere in gleichmäßig gefärbten Stangen und wird auch eher volle Erträge. Sämlingspflanzen neigen besonders immer wieder zum Samentreiben.

Rätsel.

Dort wo der Himmel immer blaut,
Das Räthselwort als Stadt man schaut;
Dort einen Fuß, vor ihm uns graut,
Weil des Heres Fußstich nicht erbaudt.
Fritz Guggenberger.

Anagramm.

Ich finde mich an niemandem,
Ich diene ihm zur Wehr, zur
Wehr mit ein Laut vorangehen,
Dann such' mich in der Phantasie.
Julius Fald.

Arzenicharade.

1	2
3	4

Wer viel 1 4 hat, den beneiden
Viel viele auf dem Erdenrund.
3 4 war Stadt, zu Pauli Reiten
Und 1 2 Wagt im alten Bund.
Wenn wie 2 4 zusammenlegen,
Tragt's reise Frucht zur Entzeit;
1 3 vermeide allerwegen.
Denn es bringt dir so manches Leid.
Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Kithmogriphs; Wagner, Afrika, Rialto, Santos, Oumbel, Hebe, Uranus. — Warschau. — Des Scherzrätsels: Radrab, Radrab.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Neueste Hutmode. „Liebes Cousinchen, Hut, modernste Façon, angebracht, Flachkopf.“ — „Paßt für Dich wie angegossen.“
Galgensfrist. Mann: „Deut' haben wir einen Mäßigkeitsverein gegründet!“ — Frau: „Und da kommst du betrunken nach Hause?“ — „Ja, in Kraft treten tut er erst morgen!“

Schwedische Bibelübersetzung. In Schweden hat die zuständige Kirchenversammlung sich endgültig für die Annahme einer neuen schwedischen Bibelübersetzung entschieden. Diese, ein Werk großer Sorgfalt und Gelehrsamkeit, hat eine Arbeitszeit von 142 Jahren in Anspruch genommen, da bereits im Jahre 1773 König Gustav III. einen Ausschuss zur Anfertigung einer neuen, guten Übersetzung der Bibel ins Schwedische ernannt hat und dieser Werk erst jetzt vollendet wurde.

Die goldenen Hemdenknöpfe. Der Herzog von Argyll, welcher im Jahre 1685 die Partei des Herzogs Monmouth gegen König Jakob II. von England ergrieffen hatte, teilte das unglückliche Schicksal des Präbendenten auf dem Schafott; denn Jakob verzicht bekanntlich niemals etwas. Während Monmouth seine um sein Leben bettelte, zeigte Argyle bei seinem Tode die vollkommenste Seelenruhe. Als er sich eben zu seinem letzten schweren Gang rüstete, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte doch nicht vergessen, seine goldenen Hemdenknöpfe herauszunehmen und ihr zuzuschicken. Tief erschüttert von der Herzlosigkeit seiner Gattin, blieb er doch ruhig und fragte die Botin nur, ob es wohl jetzt Zeit sei, an so etwas zu denken? Als er auf dem Schafott stand, fragte ihn einer seiner Freunde,